

# Die Zweite Welt

Nr. 49

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Zwei Menschen.

Roman von G. Fries-Schwenzen.

(Schluß.)

Es schneite. Die kleinen, trockenen Schneeflocken wirbelten vor dem Haupteingang der kleinen Kapelle, in deren Mitte ein kostbarer, von Blumen ganz bedeckter Sarg aufgebahrt stand. Alle Glocken der Stadt läuteten. Viele schwarz gekleidete Menschen saßen längs der mit Tannengrün geschmückten Wände. Viele standen um den Sarg; einige in aufrichtiger Trauer, andere bemüht, sich den Anschein zu geben, als ob sie trauerten. Viele Blumen wurden gebracht. Zwei schwarz gekleidete Damen und eine Frau vom Begräbnisbureau hatten vollauf zu thun, die ankommenenden Kränze in Empfang zu nehmen, die an ihnen befestigten Karten abzunehmen, die Blumen auf dem Sarg anzubringen und die Karten in eine kleine Urne zu legen. Die Urne war schon voll, und noch immer wurden Kränze gebracht. Es kamen immer mehr Menschen, alle waren sie weiß von Schnee, den sie vor der Kapelle abklopfen oder von den Regenschirmen schüttelten.

Im Hintergrunde der Kapelle stand noch ein Sarg; es war ein roh gezimmertes, ärmliches, nur flüchtig mit schwarzer Farbe getünchtes Brettergehäuse. Ein einziger Kranz schmückte den Deckel. Da waren keine schwarz gekleideten, leise sprechenden Menschen, keine Karten, keine Urne nötig. In einer dunklen Ecke saß eine barmherzige Schwester; sie schien die einzige Leidtragende zu sein.

Die Beerdigung der beiden Todten war zu derselben Stunde angefangen. Ein ganz junger, dürftig gekleideter Geistlicher wartete auch schon im Hintergrunde; er sollte die Zeremonie bei der Beerdigung des Armen verrichten. Aber der andere Prediger war noch nicht da, und es war nicht daran zu denken, den Armen hinaus zu tragen, ehe der Reiche fort war. Der junge Geistliche mußte auf seinen älteren, mehr begünstigten Bruder im Amte warten.

Da kommt durch's Schneegestöber ein junger Mann, der einen Kranz trägt. Er bleibt vor der Kapelle stehen, etwas verwundert über die große Anzahl von Menschen. Dann erblickt er in dem Gewühl einen Bekannten.

„Wer wird hier begraben?“ fragt er leise und zeigt auf den mit Blumen reich geschmückten Sarg. „Wissen Sie das nicht? . . . Ich denke, Sie kommen zur Beerdigung?“

„Gewiß komme ich zur Beerdigung, aber — sagen Sie mir doch, wer liegt da?“

„Unser Freund, der Großhändler Danielsen.“ Agestiu sieht sich betroffen im Kreise um und entdeckt mehrere bekannte Gesichter; er wechselt hier einen stillen Gruß, dort einen Händedruck und zieht sich wieder durch den Haupteingang zurück.

Da draußen steht Arne Bing. Er geht auf ihn zu. „Woran starb Herr Danielsen?“

Der Gefragte legt den Zeigefinger auf die Lippen: „Huh . . . man weiß es nicht genau. Er war ganz gesund, als er am Mittwoch Abend zu Bett ging, aber auf dem Nachttisch vor seinem Bett fand man am Morgen eine geleerte Morphinflasche.“

„Ah! Ist Frau Babi hier?“

Arne Bing schüttelte den Kopf: „Sie ist in Paris . . . mit Peter Lie.“

Agestiu fragte nicht mehr, er wußte genug. . .

Jetzt kam der Prediger mit eiligen Schritten. Er ging in die Kapelle, gefolgt von Denjenigen, die vor dem Eingang gestanden hatten. Auf ein Zeichen des geistlichen Herrn setzte ein Choral, von zahlreichen Chorknaben gesungen, ein. Darauf hielt der Prediger eine lange Rede. Man sah weiße Taschentücher in Bewegung, hörte das Schluchzen einiger Frauen. Die Herren nahmen die Hüte ab: der Prediger erteilte den Segen der Kirche. Noch ein Choral wurde gesungen. Dann fahen acht Männer den Sarg und trugen ihn aus der Kapelle, gefolgt von der zahlreichen Schaar. Als der lange Zug an Agestiu, der während der Zeremonie vor der offenen Thür gestanden hatte, vorbei war, ging er in die Kapelle und entdeckte jetzt erst den zweiten Sarg, an dem außer sechs Leichenträgern nur der junge Pastor und eine barmherzige Schwester standen.

Er grüßte die Anwesenden, doch ohne sich ihre Gesichter genau anzusehen; ein Pastor und eine barmherzige Schwester, das waren so ganz indifferente Personen, eine Amtstracht und eine Ordenstracht, nichts war natürlicher als das. Er legte seinen Kranz auf den Sarg und stand einen Augenblick der Schwester gegenüber. Auf ihr von dem schwarzen Tuch und der weißen Binde der Ordenstracht eingefashtes Gesichtsoval fiel ein schwacher Lichtschimmer. Agestiu glaubte eine Vision zu haben. Die Schwester da vor ihm . . . War eine solche Ähnlichkeit möglich?

Unterdessen hatte der Prediger schon sein Gesangbuch geöffnet und mit wohlklingender Stimme einen bei Begräbnissen üblichen Psalm zu singen begonnen. Als der eine kurze Vers zu Ende war, faltete er die Hände und betete ein Vaterunser, worauf die sechs Männer den Sarg anfaßten und zur Kapelle hinanstrugen. Der Prediger lud die Schwester durch eine Handbewegung ein, neben ihm zu gehen und schritt mit ihr den Männern nach. Agestiu ging hinterdrein. Er befand sich in einer äußerst aufgeregten Stimmung. Soeben meinte er eine Vision gehabt zu haben. Die Schwester, die Schwester! . . . War es nicht Ragnhild? Allerdings hatte die Ordenstracht, die nicht das ganze Gesicht frei ließ, ein bestimmtes Erkennen erschwert. Und doch war sie es! . . . Aber wie war das nur

möglich? Was wollte sie hier und wie kam sie zu dem Kleid? Er war hierhergekommen, um der armen Lovisa das letzte Geleit zu geben, und kaum hatte er die Kapelle erreicht, so folgte eine Ueberraschung der anderen. Welch' eigentümlicher Zufall, dies mit Großhändler Danielsen! . . . Der Gesang der Chorknaben drang durch die schneeschwere Luft von seinem Grabe zu ihm herüber; er sah das zahlreiche Gefolge sich schwarz von der weißen Landschaft abheben. Welch' sonderbarer Gegensatz zwischen diesen zwei Beerdigungen und doch — welche Uebereinstimmung! Dort hatten die Menschen Alles aufgewandt, was nur in Menschenmacht liegt, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen; hier hatte man nichts gethan, und doch war der Eine nicht besser und nicht schlechter daran, als der Andere. Beide sollten sie zehn Fuß unter die Erde, das war das Einzige, was er mit Bestimmtheit wußte. . . .

Die Leichenträger bogen vom Wege ab und watenen durch den lockeren Schnee zwischen lauter Grabhügeln bis an eine gähnende Grube, über der zwei verschneite Bretter und zwei Taue lagen. Der schwarze Sarg war in den wenigen Minuten weiß geworden. Die Zeremonie war bald zu Ende. Der junge Geistliche drückte den zwei Leidtragenden die Hände und ging fort, Agestiu und die barmherzige Schwester zurücklassend. Sie standen, Einer an jeder Seite der gähnenden Oeffnung, und sahen einander sprachlos an, tief ergriffen von dem Ernst des Augenblicks. Agestiu betrat zuerst den Rand des Grabes, unmittelbar darauf that Ragnhild es auch von ihrer Seite. Dann reichten sie einander schweigend die Hände über dem offenen Grab.

„Auf ewig,“ sprach er mit gedämpfter Stimme.

„Auf ewig,“ flüsterte sie.

XXIV.

An der östlichen Seite des Fjords, nur zehn Minuten Eisenbahnfahrt vom Ostbahnhof, liegt das liebliche „Baekelaget“, eine Ansammlung von Villen, Pensionaten, Sanatorien und Miethshäusern, die den steilen Berg emporklettern. Von Jahr zu Jahr wächst ein neues Haus empor, das über das letzte hinauf sich reckt. Hoch oben auf dem Berge, in der offenen Thür einer kleinen Hütte, die früher einem armen, budeligen Schuster gehörte, steht Ragnhild und beschattet mit der Hand die Augen; die Abendsonne steht tief und scheint ihr gerade in's Gesicht. Sie schaut nach ihrem Mann aus; schon vor einigen Minuten hat sie sein vergnügtes Jodeln gehört, dasselbe Jodeln, dem sie einst auf der Solhangalpe lauschte, wenn er den steilen Gebirgspfad zu ihr emporkletterte. Jetzt war sie sein Weib, seit vier Monaten. Sie

wohnten hier in der Hütte, die gerade so groß war, daß man sich mit Anstand darin umbrehen konnte. Der buckelige Schuster hatte sie vor zwanzig Jahren für sich selbst gebaut und nicht darauf Rücksicht genommen, daß seine Nachfolger großgewachsene Menschen sein könnten, die es liebten, den Kopf hoch zu tragen. Dieser Liebhaberei konnte Agestin sich hier nicht widmen. Wenn er in Gedanken sich rasch vom Stuhl erhob und sich in seiner ganzen Größe aufrichten wollte, stieß er mit dem Kopf gegen die Decke, daß die Balken krachten. Der Schuster war Hagestolz und ein verbitterter Menschenfeind gewesen, darum hatte er seine Hütte so weit weg von allen Menschen gebaut. Einsam und von Allen verlassen, hatte er da oben auf dem Berge gewohnt, bis endlich der Tod seinem Einsiedlerleben ein Ende gemacht. Agestin war einmal auf einem Spaziergange, von der herrlichen Aussicht gelockt, in die Nähe der Hütte gekommen und hatte sich in ein Gespräch mit dem alten Sonderling eingelassen, der vor dem Hause saß, im Begriff, einen alten Schuh zu heilen, dem so gut wie die ganze Sohle fehlte. Es war bei Sonnenuntergang gewesen. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten grell den kleinen Mann, von dessen kahlem Schädel die viel zu groß gewordene Mütze geglitten war, wie er da saß und leise vor sich hin murmelte und darüber schalt, daß man ihm ein solches Brack zum Versohlen bringen konnte.

„Kann daraus noch ein Schuh werden?“ hatte Agestin gefragt. Der Einsiedler betrachtete ihn mißtrauisch. Schließlich erwiderte er mürrisch: „O nein, dieser da hat seine Dienste hier im Leben gethan, wie ich selbst, ja, aber zusammensetzen muß ich ihn wohl doch.“ Mit diesen Worten zog er den Schuh über den Leisten.

„Sie haben eine hübsche Aussicht hier.“

„O ja, sie ist nicht übel. Das ist auch Alles, was ich habe, und die Drossel und den Fink versteht sich, ja das Rothkehlchen versteht auch zu flöten — hehe!“ Das Gesicht des kleinen brummigen Einsiedlers hatte sich plötzlich verändelt. Er legte den Kopf auf die Seite, wie ein Kanarienvogel es thut, ehe er zu singen anfängt, und sah lächelnd nach einem Tannenzweig hin, in dem gerade ein kleiner Säger einen Solovortrag hielt.

„Sie sehen hier wohl wenig Menschen?“ Das Gesicht des Mannes war wie mit einem Schläge verändert. Das Lächeln war fort, er schielte mißtrauisch zu Agestin hin und erwiderte kurz: „Ja, Gottlob!“

Von dem Augenblick an erhielt Agestin kein Wort mehr als Antwort. . . .

Kurz vor ihrer Trauung kamen Agestin und Ragnhild an einem Apriltage in dieselbe Gegend. Agestin, der seit sechs Monaten nicht hier gewesen war, sah verwundert eine ganze Menge Leute sich auf dem kahlen Felsplateau um das Haus herumtreiben. Eine nähere Untersuchung ergab, daß der Schuster gestorben war, und daß seine Hütte gerade in diesem Augenblick verauktioniert werden sollte. Agestin und Ragnhild suchten eine billige Wohnung etwas außerhalb der Stadt. Sie gingen in die Hütte und besahen die Räumlichkeiten. Viel Platz war hier allerdings nicht, aber die Aussicht war herrlich, und der Frühling stand vor der Thür; die einsame abgelegene Lage reizte sie, und als sie wieder auf den kleinen offenen Platz vor der Hütte hinaustraten, wo die Auktion abgehalten wurde, blieben sie stehen, um zuzuhören. Die bis dahin gemachten Gebote erschienen Agestin lächerlich niedrig. Dreißig Kronen war das letzte. Auf seine Frage, wie das komme, erhielt er die Antwort, daß die Hütte auf dem Grund und Boden der Kommune stünde. Der Schuster habe seiner Zeit die Erlaubnis erhalten, das Gebäude aufzuführen, dem Käufer stünde aber nicht das Recht zu, die Hütte abzureißen, um hier ein neues Haus zu bauen. Dazu kämen noch mehrere lästige Beschränkungen — so dürfe zum Beispiel der Besitzer weder Branntwein noch Bier verkaufen. Die Hütte wäre außerdem haufällig und ziemlich werthlos, zumal, da sie so weit außer allem Verkehr läge, daß Niemand hier mit Vortheil seinen Beruf ausüben könnte.

Das letzte Gebot war jetzt neunundvierzig, höher schrien sich aber Keiner versteigen zu wollen. Der

Auktionator rief laut: „Neunundvierzig zum Ersten und zum Zweiten. . . Will wirklich Niemand mehr bieten? . . . Für ein ganzes Haus? . . .“ Die Umstehenden lachten.

„Fünfundzig!“ bot Agestin. Der Hammer fiel, und die Hütte gehörte dem jungen Paar.

In den darauf folgenden vier Wochen waren Agestin und Ragnhild hier alle Tage. Sie lehrte ans und schuerte, er zimmerte und tischlerte, fügte neue Schlösser in die Thüren ein, verbesserte den steinigen Weg, der von der Landstraße zur Hütte führte, und zu guter Letzt malten sie das Häuschen sowohl in- als auswendig. Am ersten Mai, ihrem Hochzeitstage, war ihre kleine „Villa“ zu ihrem Empfang bereit.

Hier hatten sie nun vier Monate verlebt. Agestin besorgte Einkäufe, wenn er auf seinen täglichen Wanderungen zur Stadt an den billigen Bauernhandlungen in der Vorstadt vorbeikam. Er benutzte selten die Eisenbahn; nur wenn er gar zu viele und gar zu große Pakete zu schleppen hatte, leistete er sich den Luxus, ein Billet für zwanzig Dore zu kaufen, um nach der ersten Station, Vaekfelaget, zu fahren, von der er dann noch eine gute Viertelstunde Bergwanderung bis zu seiner hochgelegenen Wohnung hatte. . . .

Ragnhild schwenkt ihr Taschentuch. Da kommt er den steilen Felsweg herauf, mit Paketen beladen wie ein Dienstmann.

„Mein armer Schatz, wie Du Dich abschleppen mußt!“

„Daha! Wenn ich nur immer eine so süße Last mit einem so guten Gewissen tragen könnte wie heute,“ entgegnet er übermüthig, indem er sich bückt, um durch die niedrige Thür in die Hütte zu kommen, wo er sich dann gleich seiner Siebensachen entledigt.

„Was meinst Du wohl, was ich da in dem großen Paket habe? Ochsenfleisch, mein Kind, zwei ganze Kilo für eine Krone und fünfzig!“

„Aber wie ist das möglich, Agestin?“

„Ja, mein Schatz, Einkäufe zu machen, ist eine Kunst. Sieh Dir nur dieses Fleisch an! Ist es nicht eine Pracht?“

„Ich soll Dich wohl loben?“

„Wie wäre es, Ragnhild, wenn wir uns heute Abend noch ein kleines Beefsteak leisteten?“

Sie drohte mit dem Finger: „Du bist ja der reine Verschwenker!“

„Und dazu trinken wir Beide eine Flasche Wein.“ Er kneift sie in die gesunde, rosige Wange: „Wie wäre das, Du kleines Vexermaul?“

„Wein?“ ruft sie verwundert. „Woher sollten wir Wein bekommen?“

Er zeigt triumphirend auf ein zweites Paket: „Da liegen zwei Flaschen.“

Sie sieht ganz bestürzt aus: „Aber Agestin! . . . Was fällt Dir denn ein? Weißt Du auch, daß wir nur noch zehn Kronen haben, und daß wir damit noch vierzehn Tage auskommen müssen?“

„Ragnhild, mein braves, sparsames Weib, komm, ich muß Dir einen Kuß geben!“

„Nein, Du bekommst keinen Kuß, denn Du bist ein arger Verschwenker und wirfst uns noch an den Bettelstab bringen.“

Er ergreift sie übermüthig, raubt den Kuß, der ihm verwehrt wurde, und stellt sich darauf in Postur vor sie hin: „Ragnhild, sieh mich an!“

„Ja, das habe ich nun so oft gethan, Agestin, und finde jedes Mal, daß es sich immer weniger der Mühe verlohnt.“

„Du Unart! . . . Nein, in vollem Ernst. Kannst Du mir nichts ansehen?“

„Nein, wirklich nicht. Was sollte an Dir wohl zu sehen sein?“

„Kannst Du denn nicht sehen, daß etwas Progenhaftes über mich gekommen ist? Hörst Du nicht ein fernes Klingen in der Luft — wie von einem nahenden Goldregen?“

„Agestin, Du bist wohl nicht ganz gescheit?“ sagt Ragnhild, die während dieses Gesprächs sämtliche Pakete ausgepackt hat. Sie geht zu ihm hin und legt zärtlich ihren Kopf an seine Schulter: „Mach' nicht so viele Umstände, erzähle mir, was Du für große Rosinen im Sack hast.“

Er klist sie dreimal auf den Mund und schiebt sie sanft an den Küchentisch: „Mach' Du uns nur die Beefsteaks zurecht, dann werde ich schon erzählen. Aber . . . groß sollen sie sein! Hörst Du? . . . Sehr groß!“

Ragnhild erwidert lachend: „Du bist heute überhaupt grohartig, man könnte glauben, Du hättest einen Sack voll Geld verdient.“

„Aber das habe ich ja! Ich war heute bei Ammerthal. Kannst Du Dir denken, was er mir sagte? . . . Nein, das kannst Du nicht. Er fragte mich, ob ich zweitausend Kronen baar für das unbeschränkte Verlagsrecht meines Romans ‚Ein Weib haben wolle.‘“

Ragnhild wäre ihrem Mann fast mit dem Küchenmesser in der Hand an die Brust geslogen. „Du hast doch Ja gesagt?“

„Nein,“ erwiderte er mit eisiger Ruhe.

„Wie konntest Du nur so dumm sein?“

„Ich bin garnicht dumm gewesen. Ich habe also Nein gesagt, oder vielmehr, ich hat um drei Tage Bedenkzeit, und darauf ging er ein.“

Ragnhild stand wie auf glühenden Kohlen: „Die Beschlagnahme wird aufgehoben, nicht wahr?“

„Ja, und ich bin froh, daß ich mein Recht nicht für die zweitausend Kronen verkauft habe. Ammerthal war seiner Sache noch nicht ganz sicher, sonst hätte er mehr geboten, ich aber bin seit einer Stunde in der glücklichen Lage, Gewißheit zu haben. Ich traf Hans Dewre in der Altstadt, und er gratulirte mir schon dazu, wie zu einer Thatsache. Er ist nämlich mit dem Präsidenten des Storting befreundet, und von ihm hat er erfahren, daß der Polizeimeister, um eine bereits geplante Interpellation an den Justizminister zu vermeiden, die beiden Romane freigegeben hat. . . . Ammerthal hat mir auch zweitausend Kronen für ‚Matheas Tagebuch‘ geboten.“

„Und das hast Du auch nicht angenommen?“

„Nein. Wie konnte ich? Das Buch gehört mir doch nicht. Obgleich ich wohl mit Bestimmtheit annehmen kann, daß kein Anderer darauf Anspruch machen wird. . . . Warum lächelst Du so sonderbar? . . . Was hast Du?“

„Sei nicht all zu sicher, daß kein Anderer auf Lovissens Buch Anspruch machen kann.“

„Wieso? Weißt Du Jemand?“

Ragnhild nickte geheimnißvoll und wehmüthig zugleich.

„Wer sollte das wohl sein?“ fragte er.

„Ich zum Beispiel.“ Sie erzählte ihm, wie Lovisa ihr im Sterben den Roman vermacht hatte. Agestin sah eine Zeitlang still vor sich hin. „Sie war ein merkwürdig begabtes Weib! Schade, daß sie so früh sterben mußte. Ihr Tagebuch ist eine bedeutende Leistung und ist jetzt ein werthvolles Geschenk geworden. Was sagst Du denn überhaupt dazu? — Wir sind nicht mehr arm, Ragnhild!“

„Was ich sage? . . . Ich freue mich.“

Ihre treuen blauen Augen, die mit einem überglücklichen Ausdruck an ihm hingen, bestätigten ihre Worte. Er rieb sich vergnügt die Hände: „Ja, Du, Ragnhild, wir Beide haben lange warten müssen, bis wir das Glück fanden, aber dafür sind wir auch jetzt ganz unmenschlich glücklich geworden.“

„Huh!“ lachte sie, „laß die Detadenten nicht hören, was Du für ein unmoderner Mensch bist; es ist noch ein Glück, daß Du den Ausdruck ‚unmenschlich‘ gebraucht hast, denn wie Du weißt, ist das Glück ein dem ‚modernen Menschen‘ gänzlich fremder Begriff. . . . Uebrigens ist jetzt das Beefsteak fertig. Du entschuldigst doch, daß ich Deine Aufmerksamkeit auf einen so trivialen Gegenstand lenke. . . . Wollen wir hier oder draußen vor der Thür essen?“

„Draußen, natürlich!“ rief er und trug einen kleinen Tisch auf den kahlen Felsen vor der Hütte. Ragnhild brachte das Essen, und sie setzten sich.

„Kreuzmillion, das soll aber schmecken!“ rief Agestin und füllte die Gläser. „Du hast allerdings recht, mein Schatz, wir sind keine modernen Menschen. Der bekadente Pessimismus und ‚das Hundgeheul an den Mond‘ der Neuromantik, ist entschieden moderner, als glückliche Liebe, aber da wir Beide

hier ganz allein sind, und keiner uns hört, so glaube ich doch, es wagen zu dürfen, mit Dir ein Glas auf unser Glück zu trinken." Sie stehen an.

Als das Mahl beendet war, trug Ragnhild das Geschirr in die Hütte und wollte es noch aufwaschen, während das Feuer noch auf dem Herd brannte, aber Agestin rief ihr ungeduldig zu: „Ragnhild, Du darfst jetzt nicht fortgehen, der Abendhimmel ist so schön, komm' und setz' Dich wieder zu mir und hilf mir, den Wein trinken." Sie kam und setzte sich zu ihm.

„Wie ist das schön!" rief er begeistert und zeigte mit der Hand hinaus über den Fjord.

„Phantastischere Wolkenformationen, reicheres Farbenspiel sahst Du nie."

„Ach weißt Du, auf dem Björneberg war der Sonnenuntergang doch auch wunderbar."

„Gewiß, gewiß." Es trat eine kleine Pause ein. „Ich möchte, unsere Alten könnten uns jetzt sehen."

„Ja, das möchte ich auch. Sag', glaubst Du, daß Alles noch gut wird?"

Er lachte auf, es klang ein wenig sarkastisch. „Gewiß wird das Alles wieder gut werden, sobald sie hören, daß wir so und so viel verdient haben, werden sie uns ihren Segen nicht vorenthalten."

„Pui, Agestin!"

„Es ist aber wahr!"

Sie schwiegen und blickten hinab auf den äußeren Hafen, in dem unzählige Segelschiffe sich wie von einem glühenden Flammenmeer abhoben.

„Wie ist das herrlich!" nahm Agestin wieder das Wort. „Und nun erst die Stadt, wie sie dort in Rauch und Nebel gehüllt liegt. Was wir da sehen, ist eine Sammlung von vielen tausenden geschmacklos aufgeführten Steinkolosse, die Schornsteinrauch und andere giftige Dünste ausspeien. In der warmen Farbenpracht des scheidenden Tages aber erscheint das Alles wie ein duftiger, blauer Traum. . . . Es kommt viel darauf an, mit welchen Augen man die Dinge hier im Leben ansieht. Nicht wahr, Ragnhild?"

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nur an. Unbegrenztes Vertrauen, stilles, inniges Glück sprach aus ihrem Blick.

Er spann seine Gedanken weiter: „So wie ich jetzt die Stadt vor mir sehe, ist sie ein blauer hoffnungreicher Traum; dieses von Poesie und Kunst und modernen Ideen durchpulste Herz des Landes erscheint mir trotz Dekadenz und Neuromantik wie ein rasch wachsendes, aufgewecktes, großes Kind, das da liegt und träumt von einem nahe bevorstehenden, glücklichen Zeitalter. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch mein neuer Roman geschrieben. Ich kann nicht und will nicht die Kunst so auffassen, als wäre es ihre Aufgabe, ausschließlich das Verwachsene und Krankhafte zu schildern. Wie für mich die Stadt dort das begabte träumende Kind ist, so sehe ich durch all' den brütenden Nebel hindurch auf einen klaren, sonnigen Horizont, der gutes Wetter verspricht — für die kommenden Geschlechter!"

Sie drückt seine Hand. Er erhebt sich, und sie wandern einige Schritte auf das hohe Plateau hinaus. Die Luft hat sich abgekühlt, wie träumend ragen die dunklen Tannenzwipfel in die blaue Dämmerung hinein. Die Drossel schweigt. Gegen Süden sieht man den Fjord bis in die unbegrenzte Ferne blinken. Das Auge glaubt in dem azurblauen Lichtstreif weit draußen das offene Meer ahnen zu dürfen. Der goldene Abendhimmel schwimmt darüber und lächelt erröthend seinem Bildniß dort unten in den Wogen zu. —

Ende.



## Die Bedeutung der Elektrizität für die Industrie.

Von H. Lux.

### Die Wärmewirkungen des elektrischen Stromes.

Wir hatten bereits am Anfange dieser Abhandlungen über die Elektrizität gesehen, daß der elektrische Strom beim Durchgange durch leitende Körper einen Widerstand zu überwinden hat, und daß diese Ueberwindung des Leitungswiderstandes mit einer gewissen Wärmeerzeugung verbunden ist. Diese Thatsache ist längst bekannt, und auch unseren Lesern, die diese Wärmewirkung des elektrischen Stromes alle Tage zu beobachten Gelegenheit haben, wenn sie eine elektrische Glühlampe betrachten, bei der der elektrische Strom einen dünnen Kohlenfaden in intensive Weißgluth verjagt, dürfte diese Eigenschaft des elektrischen Stromes wohlbekannt sein.

An sich ist es freilich eine bloße, zusammenhangslose Aneinanderreihung von Thatsachen, wenn man sagt, daß mit dem Durchgange von elektrischem Strom durch Elektrizitätsleiter eine Wärmeentwicklung verbunden ist. Aus der Anschauung, die wir allmählig über die Natur der Elektrizität gewonnen haben, ist es aber nun nicht schwer, eine Erklärung für diese an sich räthselhafte Erscheinung zu geben; und es verleiht der Maxwell-Faraday'schen Hypothese von der Natur der Elektrizität eine nur um so größere Wahrscheinlichkeit, weil durch sie auch eine zwanglose Erklärung für die Umsetzung von Elektrizität in Wärme gegeben zu werden vermag.

Nach unserer Auffassung ist die Elektrizität nichts Anderes als ein gewisser Zustand der hypothetischen Frikionsmolekeln, und der elektrische Strom ist eine Bewegung der Frikionsmolekeln durch die stofflichen Wirbel der leitenden Körper hindurch. Durch die Bewegung der Frikionsmolekeln werden die stofflichen Wirbel natürlich in der Intensität ihres Wirbelns beeinflusst, ebenso wie ein Gießbach die mitgeführten Geröll- und Gesehiebmassen in verschiedener Weise beeinflusst, wenn er langsam oder mit starkem Fall dahinfließt.

Nach der neueren Auffassung von der Natur der Wärme ist diese nun nichts Anderes als der Zustand der stofflichen Wirbel in den Körpern, und die Temperatur der Körper entspricht der Intensität dieses Wirbelns. Der absolute Nullpunkt der Temperatur wäre demnach der, wo überhaupt kein Wirbeln der stofflichen Molekeln mehr stattfindet, wo sie sich in starrer Ruhe befinden. Die Zuführung von Wärme zu den Körpern wäre dann gleichbedeutend mit einer Steigerung der Wirbelintensität der stofflichen Molekeln, also mit der Steigerung des Bewegungsquantums, das den Molekeln eigenthümlich ist.

Die Steigerung dieses Bewegungsquantums der Molekeln kann nun in der verschiedensten Weise geschehen: entweder durch Einleitung einer chemischen Zersetzung, wobei die Atome innerhalb der Molekeln ihre Plätze wechseln, oder durch mechanische Einflüsse, durch Schlag, Stoß, Druck u. a. m., wobei eine gehemmte äußere Bewegung ihre Fortsetzung in der Bewegung der stofflichen Wirbel findet. Aber es kann die Wirbelintensität der stofflichen Wirbel auch durch die Bewegung der Frikionsmolekeln, also durch den elektrischen Strom gesteigert werden. Und das ist gerade derjenige Fall, der uns an dieser Stelle am meisten interessiert. Wie die Steigerung der Wirbelintensität der stofflichen Wirbel durch die Bewegung der Frikionsmolekeln vor sich geht, ist aus der grundlegenden schematischen Zeichnung, von der wir in unseren Betrachtungen über das Wesen der Elektrizität unseren Ausgang genommen hatten, und nach den obigen Auseinandersetzungen ohne Weiteres verständlich.

Sendet man also durch einen Metalldraht einen elektrischen Strom, so kann man den Draht nicht bloß erwärmen und glühend machen, man vermag ihn vielmehr sogar zum Schmelzen zu bringen, wenn man durch Hindurchleiten eines genügend starken Stromes die Wirbelintensität der stofflichen Wirbel

so sehr steigert, daß der innere Zusammenhang derselben untereinander, das molekulare Gefüge, gelodert wird.

Diese Thatsache muß man bei der Anlage jeder elektrischen Leitung in Rechnung ziehen. Bei der Anwendung starker elektrischer Ströme muß man deshalb sorgfältig den Querschnitt der Leiter, beziehungsweise ihre Leitungsfähigkeit der Stärke der sie durchfließenden elektrischen Ströme anpassen, damit nicht bei dem Betriebe elektrischer Anlagen eine schädliche Erwärmung der Leitungen, die eventuell eine Feuersbrunst veranlassen kann, eintritt. Um den zufälligen Durchgang zu starker Ströme durch Leitungen von zu geringer Leitungsfähigkeit vorzubeugen, was bei eventuellem Kurzschluß (bei unbeabsichtigter Verbindung von zwei Hauptleitungen unter Ausschaltung des eigentlichen Verteilungsnetzes, das auf die Aufnahme bestimmter Stromstärken berechnet ist) eintreten kann, müssen deshalb auch in alle Starkstromleitungen sogenannte Abschmelzsicherungen eingeschaltet werden. Diese Abschmelzsicherungen bestehen aus kurzen Stücken einer leicht schmelzbaren Weilegirung, die so abgemessen ist, daß nur Ströme einer gewissen Stärke unbehindert durch sie hindurchpassiren können, die sich aber sofort bis zum Abschmelzen erwärmen, wenn die Stromstärke bis über den zulässigen Maximalbetrag ansteigt. Mit Hilfe dieser Abschmelzsicherungen werden die in der ersten Zeit der Anwendung elektrischer Ströme durchaus nicht selten gewordenen Brände infolge elektrischen Kurzschlusses erheblich vermindert.

Dagegen wird an anderen Stellen die Erwärmung der Leitungen durch den elektrischen Strom mit voller Absicht ausgeführt.

Schon seit langer Zeit werden Minenzylinder angewandt, die so konstruirt sind, daß in den Zündsaß der Patrone ein dünner Metalldraht eingebettet ist, der durch einen passend gewählten elektrischen Strom zum Glühen gebracht wird, so daß die Patrone zur Explosion gelangt. Sprengungen im großen Stile, Sprengungen unter Wasser und überall dort, wo unmittelbare Gefahren für die Arbeiter mit der Sprengung verbunden sind, werden heute fast durchwegs mit Hilfe des elektrischen Stromes vorgenommen.

Die Erwärmung der vom Strome durchflossenen Leiter wird in der Gegenwart in noch weit ausgedehnterer Weise zu praktischen Zwecken ausgenützt. Man verwerthet diese Wärmequelle, wie jede andere Wärmequelle, auch zum Kochen und Heizen. In den elektrischen Kochapparaten, Bratpfannen, Leimkochen, Brennscheeren etc. ist ein entsprechender Widerstandsdraht angebracht, der auf den dem jeweiligen Verwendungszweck entsprechenden Wärmegrad gebracht wird. Die Handhabung der Apparate ist die denkbar einfachste. Man hat nur nöthig, mit einem einzigen Handgriff den Stromkreis zu schließen und in der angenehmsten Weise, ohne die geringste Belästigung durch Rauch, offenes Feuer etc. vollzieht sich der Vorgang der Erhitzung. Man kann sich kaum eine bequemere Stiche denken, als eine mit elektrischen Kochapparaten ausgestattete. Aber doch hat sich das Kochen mit Elektrizität, mit Ausnahme der wenigen Fälle, wo man besondere Rücksicht auf die Feuersgefahr nehmen muß, in der Praxis noch nicht einzubürgern vermocht, weil für diesen Verwendungszweck der elektrische Strom noch viel zu theuer ist.

Das Gleiche gilt auch für das Heizen mit Elektrizität; die Apparate haben dieselbe Einrichtung wie die elektrischen Kochapparate; und die Anwendung ist außerordentlich angenehm und bequem; aber in der Praxis haben die elektrischen Heizapparate sich nur dort einzubürgern vermocht, wo man mit dem elektrischen Strom nicht so sehr zu sparen braucht. Im Wesentlichen sind daher die elektrischen Heizapparate auf die Anwendung in elektrischen Trambahnwagen beschränkt geblieben. Da die Widerstandsdrähte hier so angeordnet werden können, daß sie einen Theil des Regulirmechanismus für den Wagenmotor bilden, ist man in der Lage, Strom, der sonst wirthschaftlich verloren gegangen wäre, praktisch nutzbar zu machen. Wo man deshalb die elektrische Heizung von Trambahnwagen in Anwendung gebracht hat, ist man mit der Leistung sowohl

als auch mit den Gesehungskosten außerordentlich zufrieden.

In der Praxis haben die hier beschriebenen Apparate immerhin erst eine sehr bescheidene Anwendungssphäre, dagegen erobert sich die elektrische Metallbearbeitung ein immer weiteres Feld. Auch hier handelt es sich im Wesentlichen um eine reine Wärmewirkung des elektrischen Stromes; auch hier wird der Widerstand, den der elektrische Strom findet, ausgenutzt.

Schneidet man eine Metallstange durch und stößt man die Enden mit ihren Schnittflächen wieder zusammen, so findet der elektrische Strom an den Schnittflächen einen ungleich größeren Widerstand als in der übrigen Masse der Stange; an dieser Stelle wird deshalb auch eine stärkere Erwärmung stattfinden als an den übrigen Stellen. Trägt man dazu noch Sorge, daß die in der Stange selbst entwickelte Wärmemenge durch gute Wärmeleiter abgeleitet, bei den Schnittflächen aber auf diese konzentriert bleibt, und wendet man genügend starke Ströme an, so kann an dieser Stelle die Erhitzung bis zur Weißgluth gesteigert werden. Läßt man dann noch einen starken Druck auf die Schnittfläche in der Richtung des Stabes einwirken, so ist man im Stande, die beiden aufeinander gepreßten Endflächen vollkommen zusammenzuschweißen.

Die Schwierigkeit besteht nur in der Erzeugung genügend starker Ströme, wenn es sich um das Zusammenschweißen von ziemlich starken Stücken handelt. Wie wir aber in dem vorausgegangenen Aufsatz gesehen haben, ist man leicht in der Lage, die Stromstärke beliebig zu variieren.

Jeder elektrische Strom ist durch eine gewisse Stärke und eine gewisse Spannung charakterisiert. Die Stärke kann man sich als die Wassermenge, die Spannung als das Gefälle eines Stromes vorstellen. Der Effekt fließenden Wassers ist nun proportional der Wassermenge und dem Gefälle. Beträgt die in der Sekunde von dem Strome fortgeführte Wassermenge beispielsweise 100 Liter = 100 Kilogramm und das Gefälle 50 Meter, so ist der Effekt gleich  $100 \times 50 = 5000$  Kilogramm-meter. Dieselbe Arbeitsleistung wird aber auch von einem Flusse hervorgerufen, der in der Sekunde 500 Liter mit sich führt, aber nur 10 Meter Gefälle besitzet.

Ebenso ist die Arbeitsleistung eines elektrischen Stromes proportional der Stromstärke und proportional der Spannung. Man vermag nun leicht einen Strom von geringer Stärke, aber relativ hoher Spannung in einen solchen von großer Stärke, aber niedriger Spannung zu verwandeln. Während man die Transformierung auf hohe Spannung, wie wir früher gesehen haben, dann anwendet, wenn man den elektrischen Strom in dünnen Leitungen auf große Entfernungen fortleiten will, so wendet man hier in dem augenblicklich vorliegenden Falle gerade das Umgekehrte an, denn man will ja jetzt gerade die Wärmewirkung des Stromes bei der Ueberwindung eines Widerstandes ausnützen.

Man sieht hier, wie die Erkenntnis von der Natur des elektrischen Stromes bei der einen Anwendung Das auszunutzen gestattet, was für einen anderen Anwendungszweck schädlich gewesen wäre, und umgekehrt. Auf die Details der Anwendung elektrischer Ströme zu Schweißzwecken und ihre Leistungen will ich an dieser Stelle nicht näher eingehen, es sollen vielmehr zunächst noch einige andere Anwendungen der von elektrischen Strömen produzierten Wärme besprochen werden. (Schluß folgt.)



## Wie man's macht.

Von Manfred Wittich.

Esines schönen Tages kam ein junger, achtzehnjähriger Student von der hohen Schule zu Apollonia in Illyrien nach Rom. Er war von unscheinbarem Aussehen und schwächlicher Leibeskonstitution. Allein kam er daher, Wenigen nur

bekannt in der Hauptstadt der Welt, aber hochfliegende Pläne wälzte der junge Mann, der Adoptivsohn des Cajus Julius Cäsar, in seinem Hirn. Nach nichts Geringerem strebte er, als darnach, das zu vollenden, was sein Pflegevater begonnen, aber nicht zu Ende zu führen vermocht hatte: das römische Staatswesen, nur noch dem Namen nach eine Republik, ein Freistaat, in eine Monarchie zu verwandeln und sich auf den Thron zu setzen.

Die römische Republik war eigentlich schon seit der Zeit des Marius todt; „es fehlte einzig an dem Monarchen — der neue Adler, den G. Marius den Legionen (Regimentern) verlieh, verkündete das Reich der Kaiser.“ (Nommensen.)

Nach Marius war Sulla zeitweise absoluter Herrscher; er dankte freiwillig ab.

Cajus Julius Cäsar steuerte bewußt und deutlich auf die Königskrone los. Er ließ seine Statue neben die der sieben sagenhaften Könige Altroms setzen, die auf dem Kapitöl, der Stadtbürg Rom, standen; er trug den königlichen Purpurmantel; er erhob sich nicht von seinem Sitz, wenn der Senat bei ihm erschien; er ließ Münzen mit seinem Bild schlagen. Als ihm am 15. Februar des Jahres 44 v. Chr. Marcus Antonius die Königskrone antragen mußte, war aber das Murren des zuschauenden Volkes so groß, daß Cäsar sie wieder zurückgab.

Am 15. März erlag er den 23 Dolchstichen der Verschworenen, welche nur aus Rittern und Senatoren, also „Edelsten und Besten“ römischer Nation, bestanden.

Daraus hat Octavianus Augustus die Lehren gezogen, welche er sein Leben lang treu befolgte. Alle Quellen stimmen darin überein, daß Augustus im höchsten Grade Meister der Kunst gewesen sei, seine Gedanken und Absichten, Stimmungen und Gefühle zu verbergen. Einer seiner Nachfolger auf dem römischen Kaiserthron, der „Romaniter“ Julianus, den die Christen den Abtrünnigen nannten, hat eine Satire: „Die Cäsaren“, geschrieben, in der er seine Vorgänger vor den Göttern Revue passiren läßt. Beim Auftreten des Augustus bemerkt er: Dieser wurde bald blaß, bald roth, und fortwährend wechselte er die Farbe wie ein Chamäleon.

Vor allen anderen Künsten verstand sich Augustus vorzüglich auf die des zähebendigen Inwartens bis zu dem Augenblicke, wo sein handelndes Eingreifen mit annähernd mathematischer Sicherheit Erfolg haben mußte.

Die Leisprüche, welche er immer im Munde führte, kennzeichnen dieses Talent: „Gile mit Weile“, das lateinische Dichterwort: „Schnell genug geschieht, was ordentlich geschieht“, und das griechische: „Besser ist ein wohlbedacht'ger als ein tühner Feldhauptmann.“

Namentlich war es nicht seine Sache, das Kriegsglied voreilig zu versuchen, denn er sagte: „Leute, die einem kleinen Gewinn mit Gefahr eines großen Verlustes nachjagen, gleichen Deneu, welche mit goldenen Angelhaken angelten, dessen Verlust, wenn er abgerissen würde, durch keinen Fang ersetzt werden könne.“

Die geschichtliche Anekdote berichtet, Octavianus habe nur mit seinen beiden Vertrauten, dem siegbewährten Handegen Agrippa und dem geschmeidigen Höfling Mäcenäs, berathen, welche Staatsform dem römischen Reiche gegeben werden solle. Da soll Agrippa, der Soldat, gerathen haben, die Republik müsse wieder hergestellt werden; Mäcenäs dagegen habe für die Errichtung einer Monarchie gesprochen. Daß der glatte Mäcenäs zu der ihm von der Anekdote angewiesenen Rolle recht gut paßte, ist nicht zu leugnen; desto schwerer aber kann man sich den Agrippa als einen Schwärmer für die Republik vorstellen. Die ganze hübsche Geschichte scheint nicht wahr zu sein; es ist die angebliche Erzählung wohl weiter nichts als eine Aufgabe für junge Leute, die in den Rhetorenschulen solche subtile Fragen zu behandeln, das Für und Wider nach allen Regeln der Redekunst aufzusetzen und vorzutragen bekamen, zur Uebung ihres Scharfsinns und ihrer Sprachgewandtheit. Vor allen Dingen war Octavianus sicherlich seiner ganzen Vergangenheit nach zu jener

Zeit mit sich absolut nicht mehr — wenn er es je gewesen sein sollte — unklar über Das, was er aus dem römischen Reiche machen wollte. Auch betrachtete er seine beiden Vertrauten, so nahe sie ihm auch standen, wie alle anderen Leute seiner Umgebung, durchaus nur als Werkzeuge, als seine Handlanger, und selbst seinen Intimen hat er wohl nie in seinem Leben sein Inneres in so vertrauensvoller Weise erschlossen.

Als kühler, nüchternen Realpolitiker legte Augustus mehr Werth auf die Sachen, als auf ihren Namen und Schein.

Auch in der Wahl der Mittel, seine Zwecke zu erreichen, war er nicht skrupulös; er scheute nicht vor Unrecht und Gewalt zurück.

Muß Unrecht sein, so sei es um den Herrscherthron, In allem Anderen übet Zucht und fromme Scheu.

Diese Verse des griechischen Tragödiendichters Euripides führte Augustus in der lateinischen Fassung, die er ihnen gegeben hatte, des Oesteren an. Versagten alle milden und rechtlichen Mittel, so kam es ihn nicht allzu schwer an, mit rücksichtsloser Gewalt und brutaler Nichtachtung von Recht und Gesetz zuzupacken. Eine vollständige Liste der Ermordungen Einzelner und der Massentödtungen aufzustellen, müssen wir uns, in Rücksicht auf den Raum, versagen. Viele zwang er, wenn sie seine Pläne und Interessen nach seiner Ansicht geschädigt hatten, zum Selbstmord. Einem ungetreuen Sekretär ließ er die Beine verstimmen, den Hofmeister seines Sohnes Cäsar, mit schweren Gewichten an dem Halse, ersäufen. Den Prätor Quintus Gallus, der bei einer Audienz eine Schreibtafel unter dem Mantel hatte und den Augustus eines Mordanschlages für verdächtig hielt — er glaubte, Jener verberge einen Dolch —, ließ er foltern, und obgleich der Prätor nichts zu gestehen hatte, stach er ihm eigenhändig die Augen aus und ließ ihn dann hinrichten. —

Als die erste französische Republik beseitigt und das Königthum unter Ludwig XVIII. wieder hergestellt war, soll dieser Herr gesagt haben: „In Frankreich hat sich nichts geändert, es ist nur ein Franzose mehr da.“

Eine ähnliche Verschleierung der Thatsachen war es, wenn Octavianus Augustus sich princeps civium Romanorum, d. h. den Ersten unter den römischen Bürgern, nennen ließ.

Mit dem Ehrentitel: „Erster der römischen Bürger“, verband allerdings Augustus namentlich die Machtbefugnisse eines wichtigen altrepublikanischen, demokratischen Amtes, des Tribunats. Wir sehen, daß hier, wie so oft, die Alleinherrschaft gegen die altbevorrechteten Stände sich der Hilfe der breiten Volksmassen verschert, diese gegen jene ausspielt. Das altrepublikanische Volkstribunat war geschaffen worden, um Einspruch gegen volksfeindliche Gesetze und gegen Ueberschreitungen der Amtsbefugnisse seitens behördlicher Personen zu erheben. Hatte doch ein Volkstribun das Recht, die Verhaftung eines Bürgers, ja seine Aushebung zum Kriegsdienst zu hindern. Dieses Einspruchsrecht gegen alle Gesetze und Senatsbeschlüsse, und dieses schrankenlose Schutzrecht zu Gunsten jedes Unterdrückten und jedes Menschen, den der Tribun als solchen betrachtet wissen wollte, war natürlich sehr wichtig und — sehr volkstümlich. Auch verlieh es seinem Inhaber religiöse Weihe und Unverletzlichkeit seiner Person.

Darum legte Augustus darauf auch hohen Werth, so hohen, daß er seine eigentliche Regierung von dem Termin der Uebernahme dieses Amtes an rechnete. Die Aussicht auf Mitregentschaft oder Thronerbschaft gründete sich in der Folgezeit auf das einem Manne übertragene Tribunat, wie schon Augustus seinen vertrautesten Helfern dasselbe theils auf bestimmt begrenzte Fristen, theils auf Lebenszeit verlieh.

Interessant ist die Thatsache, daß unter Augustus auf die persönliche Unverletzlichkeit der Volkstribunen die Prozesse auf Majestätsbeleidigungen sich entwickelten.

In einem verletzten Volkstribun war nach der ursprünglichen Anschauung die Majestät des römischen Volkes verletzt: Durch die Uebernahme des Tribunat-



Wintertag im Hochmoor. Nach einem Gemälde von G. Richter-Lefensdorf.

(Photographieverlag von Dr. C. Albert & Co. in München.)

amtes auf Lebenszeit eignete sich Augustus die majestas populi, die Volksmajestät, für alle Zeit für seine Person an. Auf Grund dieses altrepublikanischen Amtes erschien er dem Volke als Schützer

und Wähler seiner Rechte und Freiheiten gegenüber den Beamten und den Junkern des Senats.

Freilich, so lange er noch nicht fest im Sattel saß, stellte er, der Erbe und Adoptivsohn des Julius

Cäsar, sich möglichst gut mit diesem altrömischen Herrenhaus, welches zum größten Theil aus Freunden und Gönnern der Mörder Cäsar's bestand. Freilich waren es in der Hauptsache nur die Formen, welche

der angehende Autokrat dem hohen Hause gegenüber wahrte. Angeblich Mitregent des Kaisers sollte der Senat sein. Augustus setzte nun fest, daß ein Senatskandidat einen ganz bedeutenden Vermögensbesitz nachzuweisen hatte. Verlor ein Senator so viel, daß er diesen Satz nicht mehr besaß, so wurde er aus der Liste gestrichen; wenn es sich aber um einen dem Kaiser genehmen Mann handelte, so schenkte Augustus einem solchen öfter Das, was er zu wenig besaß. Gestrichen, beziehungsweise nicht aufgenommen wurden Die, welche sich des Eides auf die Gesetze und die Regierungshandlungen des Kaisers weigerten.

Alle diese Maßregeln bewirkten, daß nur Leute, die entweder dem Kaiser ganz ergeben waren, im Senat saßen, oder Solche, die aus Rücksicht auf ihre Stellung und ihr Vermögen es nicht riskirten, einer cäsarfeindlichen Anwendung ihres Vermögens Folge zu geben.

Dabei übte Augustus alle die kleinsten konventioneller Höflichkeit und jener Leutseligkeit, die einem Monarchen so wenig kosten und ihm so gut stehen.

Wenn irgend möglich, richtete er es bei seinen Reisen immer so ein, daß Abfahrt und Ankunft aus und nach der Hauptstadt oder einer Provinzialstadt immer auf die Spätabend- oder Nachtzeit fielen, um Keinem durch Empfangs- und Abschiedsehrenbezeugungen Mühe und Unruhe zu machen.

In einem eigenhändigen Briefe an Tiberius schreibt Augustus: „Ich habe 20 000 Sesterzen verloren, doch nur, weil ich überaus liberal gespielt habe, wie das gewöhnlich meine Art ist. Denn wenn ich alle die nachgelassenen Würfe eingefordert oder Das behalten hätte, was ich den einzelnen Mitspielern geschenkt habe, so hätte ich wohl an die 50 000 gewonnen. Aber es ist mir so lieber: denn der Ruhm meiner Freigebigkeit wird bis in den Himmel erhoben werden.“

Wir sehen, daß bei dem Herrscher der römischen Welt Alles, bis auf sein Benehmen bei seinem Lieblingszeitvertreib, dem Würfelspiel, Berechnung und immer wieder Berechnung war.

Auch ausgesprochen religiöse Momente benutzte der neue Herrscher der römischen Welt, um seiner Person eine höhere Weihe und größere Sicherheit zu verleihen. Thron und Altar, Monarchie und Priesterthum haben ja von je und je in innigen Wechselbeziehungen gestanden. Natürlich konnte sich ein so feiner Streber nach Beherrschung der Gemüther der Menschen sich dieses Hülfsmittel der Politik nicht entgehen lassen.

Von priesterlichen Aemtern besaß Augustus auch eine ganze Menge; vom 6. März des Jahres 12 v. Chr. ab war er Oberpriester durch Wahl; zugleich gehörte er allen übrigen großen Priesterkollegien an; er war Augur (Vogelschau-priester), Septemvir, Quindecimvir und Pontifer, Mitglied der Kollegien

der Arvalen, Fetialen und Titier. Am wesentlichsten war dabei, daß mit dem Oberpriesteramt das Verfügungsrecht über das Kirchengut mit allen seinen Dependenzen verbunden war, natürlich eine sehr wesentliche Stärkung der Stellung eines Herrschers.

Sicherlich war ihm die Religion in der Hauptsache nur Mittel zum Zweck, gut dazu, Andere an diesem Leutseil und Gängelbände zu führen. Trotz der vielen Priesterämter, die er sich übertragen ließ, empörte er sich, wenn ihm dies politischen Erfolg versprach, wider die Götter. Z. B. um zu zeigen, daß er Sicilien um jeden Preis erobern wolle, woran ihn mehrere Stürme gehindert hatten, rief er aus, er werde auch gegen den Willen des Meeresgottes Neptun siegen, und er ließ bei den nächsten Zirkusspielen in der Reihe der Götterbilder die Statue des ungehorsamen Neptun nicht mit einhertragen. Der Erfolg sprach für ihn, Sicilien fiel endlich in seine Hand.

Um wirklich selbst ganz ungläubig zu sein, fehlte ihm die philosophische Durchbildung; er glaubte an Astrologie, Wunder und Vorzeichen, fürchtete sich vor starken Gewittern und trug ein Stück Seefalbsfell als schützendes Amulett.

Gern sah er es, wenn ihm das Volk als einen besonders geliebten Günstling und Schützling der Götter betrachtete.

Octavianus ließ es geschehen, daß sein Sekretär Julius Marathus von wunderbaren Vorzeichen berichtete, welche bei Octavian's Geburt geschehen sein sollten; auch, daß man ihn einen Sohn des Gottes Apollo nannte, und die Stadt Aphrodisias dies sogar auf ihre Münzen schreiben ließ. Fremden Kultan gegenüber steckte er den starken Geist und Nationalisten heraus. In Egypten z. B. wollte er dem heiligen Apis-Stier keine Huldigungen erweisen, wobei er bemerkte, er bete die Götter, aber keine Ochsen an. Damit machte er auch zugleich den freigeistig gesinnten Geistern seines Reiches ein Kompliment, das ihn nichts kostete.

Wie die Religion, so sind sicher auch die Künste und die Künstler, die Wissenschaften und die Gelehrten ihm stets in erster Linie Waffen zur Behauptung seiner Herrschaft, zur Erhaltung der Zufriedenheit des Volkes mit den von ihm geschaffenen Verhältnissen gewesen.

Wein und Weiber waren Augustus nicht gefährlich; infolge seiner schwächlichen Gesundheit, für die er allezeit ängstlich besorgt war, enthielt er sich hierin sorgfältig aller Ausschreitungen. Ein neuerer Historiker bemerkt dazu: „Zene kräftige Sinnlichkeit, wie sie an seinem Gegner Antonius hervortritt, verbot sich bei Cäsar (Augustus) von selbst.“ Wenn er dennach als äußerst „solides Haus“ auftrat, so hatte das seine guten Gründe und war nicht der Ausfluß einer erhabenen Tugendhaftigkeit.

Es ist keinen Augenblick zu verkennen, daß Augustus Ordnung und Frieden und viel Gutes

geschaffen hat, aber ebenso wenig kann geleugnet werden, daß all' dieses Gute in erster Linie ihm selbst nützlich und vorthelhaft war für Aufrechterhaltung seines Regiments.

Selbst ein so lebhafter Vertheidiger des Augustus wie Gardthausen schreibt: „Seine Erfolge verdankt er zum großen Theile einer seltenen Mischung und Verbindung von Eigenschaften, die einzeln nicht selten genannt werden können. Er besaß einen ungewöhnlich scharfen Verstand, der Anderen gern ihre Illusionen gönnte, aber unbarmherzig mit den eigenen aufkrümmte, eine zähe Ausdauer und einen energischen Willen, der einerseits sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken ließ, andererseits aber nicht so rechthaberisch war, das Ziel bloß auf dem einen Wege erreichen zu wollen; ferner einen eminent praktischen Sinn, der auch unter schwierigen Verhältnissen um Auskunfts-mittel nicht verlegen war. Dazu kam ein kühles Herz, das in wichtigen Fragen die Entschlüsse des Willens und Verstandes nicht kreuzte, und ein weites Gewissen, das sich ebenfalls, namentlich in der ersten Zeit, den Forderungen der politischen Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit gegenüber zu beugen (!) verstand. Es war also der kalte, völlig rücksichtslose Egoismus, verbunden mit einer ganz ungewöhnlichen, ruhig abwägenden Klugheit, dem er seine Erfolge verdankte... Ein Fehler wog bei ihm schwerer als ein Verbrechen.“

Man sieht den Staatsmann im Heroen- und Großen-Männer-Stil, der „jenseits von Gut und Böse“ nur eine Richtschnur seines Handelns kennt: den Erfolg! Und den hatte er; oft auch schlug zufälliges Mißgeschick geradezu zu seinem Vortheil aus. Ein Mordanschlag z. B., den er gegen Antonius, seinen Kollegen im Triumvirat (in der Triarchie, der Dreimännerherrschaft, zu der Antonius, Augustus und Lepidus gehörten), machen ließ, mißglückte ihm zum Heil, denn im Falle des Gelingens wäre wahrscheinlich seine Sache verloren gewesen für alle Zeit.

Glück war es auch, daß er stets die geeigneten Helfer und „Handlanger“ bei seinen Plänen fand, deren Fähigkeiten und Leistungen er sich so vortrefflich zu Nuzen zu machen verstand.

Man hat Augustus mit den Napoleonen verglichen; treffender scheint mir der Vergleich mit einem anderen der rücksichtslosesten und raffiniertesten Egoisten, mit Ludwig XIV. Auch Augustus huldigte der Anschauung: „Der Staat bin ich!“ Er förderte in der That das Staatswohl stets als das seine zugleich, und nach beiden Richtungen verband er Glück und Geschick in fast gleichem Maße miteinander.

Er durfte eine bejahende Antwort erwarten, als er auf seinem Sterbelager seine Umgebung fragte: „Meint Ihr nicht, daß ich das Schauspiel des Lebens ganz artig gespielt habe?“ —

## Der Steinbruch.

Novelle von G. Macosy.

An einem lauen Oktobernachmittag kehrte der Holzhändler Bittmann aus einer der benachbarten Ortshäfen, wo er das Geld für die Winterlieferungen einkassirt hatte, nach Hause zurück.

Ein feiner Nebel lag über der Landschaft, und die Dämmerung sank nieder, als Bittmann das letzte Gehölz betrat, das ihn von dem Dorfe trennte. Tagsüber hatte er viel getrunken und war nun guter Laune.

Langsam und vorsichtig ging er den schmalen, glatten Fußpfad, der mit welkem, nassem Laub bedeckt war. Dabei überlegte er, was er morgen Alles einkaufen müsse, denn er wollte morgen in die Stadt hinein. Er dachte an einen kleinen, eisernen Ofen für die Gefindestube und an die neuen Strohmatten für den Stall.

Dann fielen ihm die zwei Wallachen ein, die man ihm vorige Woche zum Kaufe angeboten hatte. Es hatte ihn gleich gereut, daß er sie damals nicht genommen. Heute hatte er zufällig erfahren, daß sie noch zu haben seien. Da durfte er also

nicht vergessen, morgen den Knecht zum Schloßverwalter zu schicken, damit ihm wenigstens kein Anderer zuvorkomme. Und übermorgen wollte er selbst hinüber.

„Fünzig muß er mir noch nachlassen,“ dachte er, und freute sich im Voraus auf das gute Geschäft.

In der Mitte des Gehölzes begann der Weg ein wenig zu steigen und führte an einem Steinbruch vorbei, der schon vor vielen Jahren aufgelassen worden war.

Kleines, weißes Geröll bedeckte, vermischt mit größeren, abgerundeten Felsblöcken, den Weg. Zwischen dem jungen, dünnen Laubholz hindurch sah man eine alte, halbverfallene Hütte, die ehemals den Steinmengen zum Schutz gedient hatte. Die Thür war aus den Angeln gebrochen und lag schief an die Wand gelehnt. Die durchziehenden Bagabunden und Kesselflicker benutzten die Hütte oftmals als Lagerstätte. Ein schwarzer Halbkreis vor der Thür bezeichnete die Stelle, wo sie ihre Feuer anzumachen pflegten.

Vor dem Steinbruch stand Bittmann eine Weile still, um Athem zu schöpfen.

Ein lauer, beklemmender Südwind strich durch das braune, dürre Laub und bog die dünnen Stämme. Traurig klang das Aechzen des Holzes durch die weite, tiefe Stille. Von den entlaubten Ästen sickerte langsam Tropfen für Tropfen in den weichen, duftenden Waldboden.

Bittmann stand auf seinem Stock gestützt und starrte nach dem Steinbruch hinüber, dessen steile, blendend weiße Innenwand sich grell von dem dunklen Waldgrunde abhob, der sich zu beiden Seiten darüber thürmte.

Von Zeit zu Zeit löste sich ein kleiner Stein oder eine Handvoll Erde oben vom Rande los und fiel mit gedämpftem Geräusch in die Tiefe.

Als Bittmann im Begriffe war, seine Wanderung fortzusetzen, hörte er hart neben sich ein Geräusch. Er wandte sich zur Seite und sah an der Biegung des Weges seinen Schwager, den Polier Fellner, stehen, der ihn schon längere Zeit beobachtet haben mußte.

Kergerlich über diese Begegnung mit dem Schwager, den er nicht leiden mochte und mit dem er schon oft Streit gehabt hatte, wollte er rasch an ihm vorbei gehen. Aber Föllner blieb quer über dem Weg stehen und ließ ihn bis dicht an sich herankommen.

Es hatte fast den Anschein, als habe er ihn hier erwartet.

Endlich stand Bittmann vor dem Anderen, der ihn mit feindseligen Blicken maß und keine Miene machte, auszuweichen. Eine Weile standen sie so und blickten sich in die Augen.

Dann begann Bittmann ungeduldig: „Was ist's? Was willst Du denn?“

Föllner blieb unbeweglich stehen und sah den alten Mann mit seltsam stehendem Blick an. Dann sagte er langsam: „Heut' hast Du keine Ausrede, Schwager, daß es Dir an Geld fehlt. Nicht wahr?“

Bittmann erschraf.

Darauf also war es abgesehen!

Er hatte Föllner, der oft in Noth war, in der letzten Zeit mehrmals abgewiesen. Jetzt erschraf er, als er merkte, wie direkt der Andere auf das Ziel losgehe.

Aber neben der Angst regte sich in ihm der Zorn, und ohne lange zu überlegen, entgegnete er heftig: „Nach, daß Du weiter kommst! Was ich das letzte Mal gesagt habe, dabei bleibt's.“

Rasch wollte er an Föllner vorbei.

Aber dieser verstellte ihm den Weg und wiederholte nochmals: „Ueberleg' Dir's, Bittmann! Heut' hast Du keine Ausrede!“

Bittmann überließ es fast bei dem Gedanken an das viele Geld, das er bei sich trug, und daß ihm Föllner etwas antun könne. Entsetzt wich er vor dessen drohendem Blick zurück und stammelte: „Ich weiß garnicht, was Du willst — — ich weiß garnicht — —“

Föllner lachte bei dieser Angst und trat wieder auf ihn zu, während er sagte: „Willst Du mir das Geld vorstrecken, um das ich Dich damals gebeten habe, oder nicht?“

Er war schon im Begriffe, sich abzuwenden und davon zu gehen. Aber noch einmal trat er einen Schritt näher.

„Nein!“ schrie Bittmann in heller Verzweiflung und hob den Stock zur Abwehr. „Ich habe nichts. Ich habe garnichts. Und selbst, wenn ich's hätte, Dir gebe ich schon lange nichts!“

Während er den Stock vor sich hin und her schwang, versuchte er es, nach rückwärts zu weichen. Und als ihn die Todesangst noch einmal überkam, schrie er mit gellender Stimme: „Du wirst doch nicht — — Du wirst doch nicht — — Hilfe! Zu Hilfe!“

Dieses Schreien machte Föllner rasend. Er fürchtete, daß man sie hören könne.

„Schweig doch, Du alter Schuft!“ murmelte er und drang auf Bittmann ein.

Bei seinem Versuch, zur Seite zu springen, glitt Bittmann auf einer nassen, schlüpfrigen Wurzel aus und stürzte zu Boden.

Das war sein Verderben.

Seiner Sinne nicht mächtig, stürzte sich Föllner über ihn.

Der alte Mann fühlte noch, wie der Gegner das Antlitz auf seine Brust stemmte, und dessen Finger gleich eisernen Klammern seine Kehle umspannten. Vergebens versuchte er es, sich aufzurichten. Seine Finger griffen in die Luft. Noch einmal wollte er um Hilfe schreien, aber nur ein dumpfer, gurgelnder Laut entrang sich seiner Kehle.

Dann wurde es schwarz vor seinen Augen.

Föllner fühlte, wie sich der schlauke, geschmeidige Körper des alten Mannes unter seinem Knie wand und krümmte.

Einige Augenblicke noch währten die Zuckungen, dann streckte sich der Körper mit raschem Ruck.

Föllner hielt noch immer den Hals des Todten umspannt und presste ihn mit übermenschlicher Gewalt zusammen, damit kein Laut aus dieser Kehle ent-rinne. Dabei war es ihm, als würde der Hals unter dem Druck seiner Finger immer dünner und dünner.

So kniete er noch lange Zeit.

Dann erhob er sich.

Kalter Schweiß rieselte von seiner Stirne herab, und seine Kniee zitterten. Er betrachtete den Körper des Mannes vor sich, der regungslos, mit dem Gesicht nach der rechten Seite gewandt, da lag. Nun ist er todt! dachte er, und wagte nicht, sich von der Stelle zu rühren. Unverwandt starrte er auf den Leichnam und bemühte sich, nachzudenken, was denn eigentlich geschehen sei, und warum er Jenen getödtet habe. Aber er war wie betäubt. Ein seltsames Rauschen und Säusen hüllte seinen Kopf ein, und an dem langamen Aufsteigen der Wärme fühlte er, wie das Blut allmählig wieder in seine Wangen zurückkehrte.

Dann ließ das Rauschen nach und mit einem Male wurde es wieder klar vor ihm.

Hastig beugte er sich über den Todten und nahm ihm aus der Innenseite des Rockes die Ledertasche mit dem Geld heraus, die er, ohne ihren Inhalt anzusehen, zu sich steckte. . . .

Dann fiel ihm ein, daß er den Todten nicht hier mitten am Wege liegen lassen könne. Rasch entschlossen faßte er ihn beim Aermel und Rock-tragen und schleifte ihn ein Stück weiter hinüber zum Eingang in den Steinbruch.

Nun erst fühlte er, wie schwach er geworden sei, und wie ihm das Entsetzen noch in allen Gliedern lag. Kaum vermochte er den Leichnam über dem Boden zu halten.

Beim Steinbruch ließ er ihn fallen.

Er überlegte.

Was sollte er thun? Sollte er ihn hier irgendwo eingraben? Aber womit denn? Er war ja nicht ausgegangen, einen Mord zu begehen. Es war ja wie ein Tummel über ihn gekommen.

Oder sollte er ihn liegen lassen?

Nein! Nein! Der Nächste, der des Weges kam, mußte ihn sehen.

Wenn er die Leiche bis zur Schlucht hinüberschleppen könnte, so wäre er sicher, daß man sie nicht sobald entdecken werde. Aber er fühlte, daß er dazu keine Kraft besaß. Wenige Minuten hatten genügt, ihn schwach wie ein Kind zu machen. Er war kaum im Stande, aufrecht zu stehen.

Nichts regte sich in dem stillen, abgelegenen Gehölz, und Föllner stand unschlüssig vor dem Leichnam, lauernd und zum Sprung bereit.

Plötzlich zuckte er zusammen.

Aus dem Steinbruch drang ein schwaches, dumpfes Geräusch. Ein Stein hatte sich oben losgelöst und rollte in die Tiefe.

Da stieg in Föllner ein jäher Entschluß auf.

Rasch packte er den Leichnam und zerrte ihn in den Steinbruch hinein, bis zu der weißen, steilen Rückwand. Mit den Füssen schob er ihn hinter einen Felsblock und eilte hinaus.

Gleich darauf erschien er oben am Rand des Waldes und bemühte sich, mit dem Stiefelabsatz die Erde loszubrückeln. Langsam rollte die weiche Erde in die Tiefe und füllte die Grube, in der die Leiche lag.

Dann kam das verwitterte Steingeröll.

Mit beiden Händen hielt sich Föllner an einem überhängenden Strauche fest und stieß die zerbröckelnden Steine in die Tiefe. Immer lauter und lauter tönte das Rollen der abgleitenden Massen, die mit hartem Klange unten aufstießen.

Fast eine Viertelstunde währte die Arbeit. Föllner erschien es wie eine Ewigkeit.

Als er wieder den Abhang herunter kam, war es fast Nacht geworden.

Nur einen flüchtigen Blick warf er nach der Stelle, wo der Todte begraben lag und über der sich ein großer Steinhügel aufstürmte, der bis zur Hälfte der Wand emporragte. Dann rampte er, ohne sich umzusehen, durch das stille, dunkle Gehölz dem Dorfe zu.

Als er die ersten Häuser erreichte, ging er langsam.

Angst und Erregung waren plötzlich von ihm gewichen.

Ein einziger Gedanke beherrschte jetzt seine Seele. Alles vermeiden, was Aufsehen erregen kann! Mit fieberiger Hast drängte sein Gehtu alles Andere zurück.

Bald darauf trat er, wie allabendlich, in die Wirthsstube ein und setzte sich in seine gewohnte Ecke. Langsam füllten sich die Tische um ihn herum. Fuhrleute traten ein und Arbeiter, die Feierabend gemacht hatten.

Föllner sprach mit Dem und Jenem.

Er hörte, daß er sprach, ruhig und mit derselben tiefen, rauhen Stimme, wie sonst.

Aber vor seinen Augen lag es wie ein Nebelschleier, und er hörte seine Stimme wie aus weiter Ferne.

\* \* \*

Von Stunde zu Stunde wartete Föllner darauf, daß das Ausbleiben seines Schwagers ruckbar werde.

Der zweite und dritte Tag war seitdem vergangen, und noch war kein Gerücht in die Dörslichkeit gedrungen.

Föllner hatte Zeit gehabt, Alles zu überlegen. Die leere Brieftasche hatte er in den Brunnen des Hauses geworfen, bei dessen Bau er beschäftigt war. Das Geld aber hatte er hinter einem Gartenzaun unter einem Stein verborgen. Und so wartete er, und mit jedem Tag stieg seine Zuversicht.

Am Abend des vierten Tages schickte seine Schwester Martha einen Knecht zu ihm: ob er etwas von Bittmann wüßte. Aus eigenem Antrieb erzählte der Knecht, daß Bittmann vor vier Tagen das Haus verlassen habe und nicht mehr zurückgekommen sei. Vielleicht, meinte der Knecht, sei er in die Stadt gefahren.

Föllner erklärte, daß dies wohl möglich sei. Es wundere ihn aber, warum er nicht doch zuvor eine Nachricht gegeben habe.

Dann antwortete er: Er ließe seiner Schwester sagen, er wüßte vom Schwager nichts, denn er habe ihn schon einige Wochen nicht gesehen. Aber Martha möge nur nicht in Sorge sein. Morgen früh wolle er hinüberkommen.

An diesem Abend erfuhr das ganze Dorf Bittmann's Verschwinden.

Im Wirthshaus sprach man von nichts Anderem. Föllner erzählte, was er von dem Knecht erfahren hatte.

Man erging sich in Vermuthungen.

Ein Fuhrmann wollte Bittmann vor zwei Tagen auf der Landstraße gesehen haben, in der Richtung nach der Stadt. Ein Hausirer dagegen behauptete, er sei erst gestern Bittmann im nächsten Dorfe begegnet. Die Meisten waren der Ansicht, daß man die Polizei verständigen müsse.

Dies merkte sich Föllner.

Als er am nächsten Morgen seine Schwester besuchte, rieth er ihr sogleich, die Anzeige zu machen. Er bot sich selbst dazu an.

Aber Martha bat ihn, er möge in dem Nachbardorfe Umfrage halten. Föllner athmete erleichtert auf. Er fühlte, daß der Gang zur Polizei sein Verderben hätte sein können.

Von einem Knecht begleitet, fuhr er nun in Bittmann's Wagen in das Nachbardorf.

Er erkundigte sich bei allen Leuten, von denen er vermuthete, daß sie mit Bittmann zusammen gewesen sein konnten. Ueberall erzählte er dieselbe Geschichte seines Verschwindens mit denselben Worten. Und er merkte sich genau, wann die Leute den Holzhändler zuletzt gesehen hatten, was er gesprochen und wohin er von ihnen weggegangen war.

Als er am Abend zurückkehrte, hatte er eine lange Erzählung beisammen.

Auf Martha's Bitten brachte er diese Nacht auf dem Hofe zu.

Martha sagte, sie habe Angst, so allein in dem großen Hause.

Föllner blieb gerne bei ihr. Die ersten drei Nächte waren ihm eine Qual gewesen.

Auch den nächsten Tag verbrachte er auf dem Hofe. Seine Arbeit bei dem Bau hatte er aufgegeben.

Am Nachmittag kam eine Kommission, um die Frau des Verschollenen zu vernehmen.

Föllner erzählte die ganze lange Geschichte seiner gestrigen Fahrt. Auch, was er im Wirthshaus vernommen hatte, erzählte er, und gab die Namen des Fuhrmanns und des Hausirers an.

Manches davon notierte sich der Kommissar. Der Knecht bestätigte Wort für Wort die Erzählung Fellner's. Dann fragte der Kommissar Fellner, was er von dem Ganzen denke, und ob er glaube, daß Bittmann ein Unglück zugestoßen sei.

Fellner hatte sich jedes Wort zurecht gelegt.

Er meinte, falls Bittmann wirklich in die Stadt gefahren sei, so wäre es nicht unmöglich, daß man ihn irgendwo in einer abgelegenen Gegend überfallen habe. Jedenfalls sei es gut, auch auf die Menschen ein Auge zu haben, die zuletzt mit ihm zusammengekommen seien. Zugleich fragte er Martha, ob denn ihr Mann Geld bei sich gehabt habe. Aber Martha konnte keine Auskunft darüber geben.

Diese Unterredung mit dem Kommissar vermehrte Fellner's Zuversicht.

Zu derselben Zeit hatte man in der Wohnung der Leute, bei denen Fellner geschlafen hatte, Hausuntersuchung gehalten. Als Fellner am Abend kam, um seinen Koffer mit Kleidern und Wäsche abzuholen, erfuhr er davon.

Er erschrak heftig und fühlte, daß er einer großen Gefahr entgangen sei. Hätte er davon gewußt, so wäre er nicht im Stande gewesen, dem Kommissar so ruhig entgegen zu treten.

Man hatte also bereits Verdacht gegen ihn gefaßt, und er mußte doppelt auf der Hut sein.

Jetzt, nachdem diese erste Gefahr glücklich vorübergegangen war, faßte Fellner neue Hoffnung.

Das Schlimmste war überstanden.

Diesen Abend brachte er bei seiner Schwester zu und bemühte sich, sie zu trösten.

Er erging sich in tausend Vermuthungen, was

Alles den Holzhändler bestimmen konnte, länger auszubleiben und warum er keine Nachricht von sich gebe.

Zuletzt glaubte er Alles, was er sich ausstamm. Es gab Augenblicke, in denen er ernsthaft überlegte, wo sich Bittmann jetzt aufhalten könne und wann er zurückzukehren gedenke.

Nur wenn plötzlich die entsehlische Szene im Walde in seiner Erinnerung auftauchte, fühlte er für Augenblicke das Blut in den Adern gerinnen.

Dann starrte sein Blick in's Leere und sah alle Momente jenes furchtbaren, unbegreiflichen Ereignisses. Gleich darauf aberkehrte seine Sinne sich wieder der Wirklichkeit zu.

In den darauffolgenden Tagen gab sich Fellner alle Mühe, sich im Hause der Schwester überall nützlich zu machen.

Mit wahrer Eier stürzte er sich auf Beschäftigung, seit er fühlte, daß sie das einzige Mittel sei, alles Andere zu vergessen.

Da Bestellungen eingegangen waren, begab er sich mit den Knechten auf den ungeheuren Lagerplatz, der sich hinter dem Hause bis zum Rande des Waldes erstreckte. Dort suchte er das Holz aus und überwachte die Verladung. Bald aber ließ er es nicht mehr beim Zusehen bewenden, sondern legte selbst mit Hand an. Wenn dann der Abend kam, war er todtmüde und schlief die ganze Nacht durch, ohne aufzuwachen.

Drei Wochen waren so vergangen, anfangs in ungeduldiger Spannung, später in allmählicher Resignation. Martha erwartete nicht mehr, ihren Mann wiederzusehen. Unmerklich hatte ihr Fellner Stück für Stück ihrer Hoffnung entzissen.

Eines Tages sagte er direkt heraus: „Bild' Dir ja nichts ein! Bittmann kommt doch nicht mehr zurück. Wer weiß, wo der schon modert!“

Martha brach in heftiges Schluchzen aus.

Fellner aber dachte bei diesen Worten wirklich an allerlei mögliche Unglücksfälle, die dem Holzhändler zugestoßen sein konnten.

Er hatte alle die Berichte in den Zeitungen gelesen, und die verschiedenen Vermuthungen und Befürchtungen hatten ein wunderliches Gemisch von vorlogenen Vorstellungen und unwillkürlichen Einbildungen in ihm erzeugt. Seine eigene That war allmählig ganz in den Hintergrund getreten. Er sah sie bloß flüchtig, wie aus weiter, nebelhafter Ferne.

Sein Muth aber war mit jedem Tage gewachsen.

Einige Male war er selbst auf die Polizei gegangen; theils, um nachzufragen oder weil er vorgeladen worden war, theils, um ein Verriicht zu hinterbringen, das noch irgendwo aufgetaucht war.

Dann sprach er lange Zeit mit dem Kommissar und wunderte sich, daß er dessen forschenden, lauernden Blick so ruhig aushalten konnte.

Er hatte aber auch bemerkt, wie sich das Benehmen des Kommissars ihm gegenüber mit jeder neuen Begegnung änderte. Der Mann wurde zusehends höflicher. Vielleicht lag es aber auch daran, daß Fellner jetzt besser gekleidet ging als früher, und daß sich sein ganzes Wesen mit der neuen Stellung, die er einnahm, geändert hatte. Jedenfalls aber hatte man keinen Verdacht mehr gegen ihn, sagte er sich frohlockend. Denn er hatte nichts so sehr gefürchtet, als die lauernden Augen des Kommissars. (Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Winter.

Weg und Wiese zugedeckt  
Und der Himmel selbst verhangen,  
Alle Berge sind verstedt,  
Alle Weiten eingegangen.

Ist wie eine graue Nacht,  
Die sich vor den Tag geschoben,  
Die der Sonne glühe Pracht  
Schleierdicht mit Dunst umwoben.

Oder seid ihr Alle todt:  
Sonne, Mond und lichte Sterne?  
Ruht das wirkende Gebot,  
Das euch trieb durch Náh' und Ferne?

Leben, lebst du noch ringsum?  
Sind verschüttet alle Wege?  
Grau und eng die Welt und stumm.  
Doch mein Herz schlägt seine Schläge.

Otto Julius Vierbaum.

Wintertag im Hochmoor. Vor ein paar Tagen ist auf der Hochebene der erste Schnee gefallen. Im Hochmoor ist es jetzt noch einsamer und stiller als sonst. Die Torfstecher haben längst ihre Arbeit eingestellt, einige um Pfähle aufgebaute Streuhausen zeigen, daß im Herbst noch Menschen hier gewesen. Wie eine matte Scheibe hängt die Sonne hinter einem Wolkenvorhang, der selbst die nächsten Berge nur undeutlich hervortreten läßt. Es riecht nach Schnee. Nicht nach dem Schnee, der sich in breiten, flammigen Wallen über die vertrockneten Schöpfe des Sumpfgrotes und den dunklen Torf gelegt hat; nach dem Schnee, der die Luft erfüllt, und der schon im nächsten Augenblick lautlos herabfallen kann in dichten Massen und großen Kloden. Kaum daß ein Laut sich rührt. Stumm und in hohem Bogen überfliegen einzelne Krähen ab und zu das Moor; es bietet ihnen nicht Baum noch Strauch zur kurzen Raft. Plötzlich erscheint über der höchsten Torfswand das Geweih und der Kopf eines sichernden Hirsches, jenseits des Moortümpels verfolgen einige Muttertiere aufmerksam seine Bewegungen. Droben

im Gebirge hat der Frost scharf eingeeist, starker Schneefall das Futter verschüttet und das Wild zu Thal getrieben. Scharrend und ähnd zieht es über das Hochmoor. Bald ist es vorüber. Unter der in Terrassen abgebauten Torfswand erscheint das Wasser des Tümpels tiefschwarz. Ein leises Glucksen läßt sich vernehmen von den in den Tiefen lebenden Wässern. Mit schmagendem Geräusch plagt eine Gasblase. Und wieder ist es im Moor still, ob und todt. —

Das „Aufrecht“-Sehen. Es ist bekannt, daß die Bilder, die wir durch das Auge empfangen, auf der Netzhaut „auf dem Kopf stehen“. Man hat oft schon versucht, diese Thatsache zu erklären, ist aber bisher noch zu keinem völlig befriedigenden Resultat gelangt. Neuerdings hat nun ein englischer Psychologe, George Stratton, ein Experiment gemacht, daß die ganze Frage in eine neue Beleuchtung rückt. Er fragte nicht, wie man es immer gethan: Wieso ist die verkehrte Stellung der Netzhautbilder die notwendige Vorbedingung des Aufrechtsehens? sondern formulirte die Frage so: Ist überhaupt die verkehrte Stellung der Netzhautbilder notwendige Vorbedingung des Aufrechtsehens? Und das Ergebnis seiner Untersuchung ist, daß er diese Frage mit einem runden „Nein“ beantworten kann. Das Experiment bestand darin, daß er Tage lang das linke Auge verdeckt hielt und vor dem rechten eine Kombination von Linsen so anbrachte, daß die von außen kommenden Bilder umgekehrt wurden, nummehr also auf der Netzhaut „aufrecht“ standen. Nur während des Schlafes wurde der Apparat abgelegt. Er hat zweimal das Experiment gemacht, das eine Mal drei, das andere Mal sogar acht Tage lang. Das Ergebnis, das er erzielte, war ein Weltbild, das genau dem normalen entgegengesetzt stand. Sehr interessant ist das Protokoll, das Stratton während der zweiten Versuchsreihe angefertigt hat. In den ersten Tagen erfahien die ganze sichtbare Szenerie durchaus auf dem Kopfe stehend, nicht wie wirkliche Dinge, sondern wie ein Phantasma, in unlöslichem Widerspruch zu der optischen Vorstellung, die er von der Welt in der Erinnerung hatte, und zu den Eindrücken des Tastsinns. Alles Gesehene mußte erst umgedeutet, im Geiste umgedreht werden, um verständlich zu werden; Vieles wurde überhaupt nicht wiedererkannt. Wollte Stratton nach einem Dinge greifen oder einem Hinderniß entgegen, so machte er meist die entgegengesetzte Bewegung und konnte sie nur mit großer Mühe verbessern. Bei kleinen Bewegungen des Kopfes schien das ganze Gesichtsfeld zu schwingen. Ebenso wie mit den Tasteindrücken ging es mit den Geräuschen, die von sichtbaren Gegenständen herrührten: Das Geräusch kam aus der ganz entgegengesetzten Richtung als die war, in welcher der Gegenstand zu stehen schien. In der ersten Zeit stellte sich auch Uebelleit ein. Dieser

Gesamteindruck änderte sich aber mit überraschender Schnelligkeit. Das Gesichtsfeld verlor von Tag zu Tag seinen visionären Charakter mehr und erschien immer realer; die Versuchsperson begann, sich in der neuen Ordnung der Dinge heimlich zu fühlen. Auch die Erinnerungsbilder an die normale Ordnung traten mehr zurück. Allmählig gelang es, das neue Gesichtsfeld nach außen hin entsprechend zu lokalisieren. Die Bewegungen konnten mit den Gesichtseindrücken leichter in Einklang gebracht werden, und häufiger geübte wurden schließlich auch mechanisch. Bemerkenswerth ist besonders, daß die Dinge, die niemals Gegenstand direkter Gesichtswahrnehmung sein können, der eigene Kopf und Hals, am zähesten der Einreihung in die neue Ordnung widerstanden, und daß die Anpassung sich am vollkommensten vollzog, wenn die Versuchsperson sich in einer energischen Thätigkeit befand, während im Zustand der Ruhe der Zwiespalt zwischen der alten und der neuen Anschauung nie ganz aufgehoben war. Doch hatte in den letzten Tagen die neue Ordnung die Oberhand: die Dinge erschienen nummehr in ihr aufrecht und wirklich. — Aus diesem Versuch geht hervor, daß das „Aufrecht“-Sehen der Dinge nicht von vornherein Gegebenes ist. Vielmehr liegt die Sache so, daß wir unter „Aufrecht“ nichts Anderes verstehen, als das Bestehen einer festen Uebereinstimmung zwischen den Eindrücken des Gesichtes und des Tastsinns. Operirte Blindgeborene sehen die neuen Gesichtseindrücke weder umgekehrt noch aufrecht, sie können vielmehr die Gesichtseindrücke nach garricht zu bestimmten Tasteindrücken ordnen; erst wenn sie dies durch eine Reihe von Erfahrungen lernen, und sich ein fester Zusammenhang zwischen der Welt der Gesichtes- und der Tasteindrücke herstellt, dann ist diese Harmonie beider eben Das, worin das Aufrechtsehen der Dinge besteht. —

Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes! Ein von Alexander dem Großen gefangener Seeräuber erklärte seinem Besieger stolz: „Weil ich nur ein oder zwei Schiffe habe, bin ich ein elender Räuber; ich wäre ein berühmter Weltbewinger, wenn ich, wie Du, eine zahlreiche und tüchtige Flotte befehligte.“

Die Reichsversammlung der Krähen. Die Krähen hielten eine Reichsversammlung. „Nun? Was habt ihr beschlossen?“ fragte eine Gfster eine der Heimkehrenden. „Daß wir auf der nächsten Versammlung etwas beschließen werden!“ war die Antwort. —

Bay.

### Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.